5 Pfennig.
Vormittags-Ausgabe.

Kriegs-Zeitung

5 Pfennig.
Vormittags-Ausgabe.

General-Anzeiger
für Halle und die Provinz Sachsen

Verlagsgebäude: Kl. Ulrichstraße 16, Ecke Nachtigallstraße 12 bis 14 bezw. Bölbergasse 1. Eingang für Verlag, Redaktion und Anzeigenannahme: Kl. Ulrichstraße 16. — Fernsprechanschlüsse 512. 1218, 1353, 425
Hauptfilialen: Obere Leipzigerstr. 24 (Tel. Nr. 1353) und Burgstr. 7 in Giebichenstein (Tel. Nr. 1403) — Verantwortlich für die Redaktion: Karl Bach in Halle S.

Nummer 35 — Halle, Sonnabend den 5. Februar — 1916

Ein neues Dokument englischer Grausamkeit.

Die italienische Ostküste von österreichischen Kreuzern beschossen.

Zum Untergang des Marineluftschiffes L. 19.

Rotterdam, 4. Februar. Ueber die Seenot, worin ein Zeppelin in der Nordsee angetroffen wurde meldet ein amtlicher englischer Bericht: Der in Grimsby eingetroffene Fischdampfer meldet, daß er den Zeppelin L. 19 in der Nordsee angetroffen habe mit der Gondel und einem Teil des Ballons unter Wasser. Das Ersuchen der Besatzung, von dem Fischerboote aufgenommen zu werden, konnte der Kapitän nicht erfüllen, weil die Bemannung des Zeppelin zahlreicher war als die in dem Fischerboote. Das Fischerboot kehrte darauf sofort nach Grimsby zurück, um die Angelegenheit zu melden. „Nieuwe Rotterdamsche Courant" bemerkt dazu, daß L. 19 vor einigen Tagen die englische Küste überflog und von der Küstenwache beschossen wurde. Der Zeppelin fuhr damals nur in einer Höhe von etwa 100 Meter über dem Boden, so daß die Küstenwache meldet, der Zeppelin sei durch ihre Beschießung getroffen worden.

(Lok.-Anz.)

Dazu schreibt die „Nat.-Ztg.":

Das Verhalten der englischen Schiffsmannschaft gegen die wehrlose Besatzung des Zeppelins „L. 19" schließt sich würdig dem Vorbilde der „Baralong"-Mörder an und es scheint beinahe, daß die Engländer diesen ersten Fall sich bauernd zum Vorspiele nehmen wollen. Die Aussage der englischen Schiffsbesatzung, die erklärte, die Deutschen trotz deren Bitte nicht retten zu können, da jene in der Ueberzahl gewesen sei, ist schon aus dem einfachen Grunde nicht stichhaltig, weil selbstverständlich mit der Bitte um Rettung die Uebergabe ausgesprochen wird. Es erscheint durchaus ausgeschlossen, daß unter den vorwaltenden Umständen die Engländer in Gefahr gelaufen wären, von den Deutschen überwältigt zu werden, und dies umso weniger, da die Retter ohne weiteres fordern konnten, daß die Deutschen sich waffenlos in die Gefangenschaft begäben.

In ähnlicher Weise äußert sich der Lok.-Anz.:

Als die „Baralong"-Schandtat geschah, da war man noch geneigt, sie für einen Ausnahmefall zu halten, vielleicht den Ausdruck einer Kriegspsychose bei solchen Schiffen. Indes es dauerte nicht lange, da erfuhren wir aus amerikanischer Quelle, die ganz unwidersprochen blieb, daß die britische Admiralität ihren Seestreitkräften gemessenen Befehl gegeben habe, keine Unterseebootsbesatzungen mehr zu Gefangenen zu machen, man solle sie eine Reihe von Tagen in ihren Fahrzeugen unter Wasser und langsam ersticken lassen. Hinzuzusetzen müssen wir, daß in der Tat seit vielen Monaten nie etwas davon verlautet ist, daß englische Seestreitkräfte ein deutsches Unterseeboot vernichtet oder gefangen hätten. Es besteht da nur die Möglichkeit, daß keine verloren gegangen sind, dann hätten die englischen Angaben noch viel stärker gelogen, als ihnen durch unsere halbamtlichen Entgegnungen nachgewiesen ist, oder man hat Grund, über den Verlust zu schweigen, um nicht später Auskunft geben zu müssen. Dann kam die zynische Weigerung aus englischem Ministermund, den „Baralong"-Mord zu untersuchen, und damit konnte eigentlich der letzte Zweifel schwinden, daß wir es hier nicht mit aus dem Rahmen des Ganzen tretenden Einzelfällen zu tun, sondern ein System vor uns haben, das darauf ausgeht, das Leben wehrloser Angehöriger der bewaffneten Macht zu vernichten, wo und wie man ihrer habhaft werden kann, seien sie schiffbrüchig oder gefangen oder sonstwie in die Hände dieses „Kulturvolks" gefallen, Völkerrecht und Menschlichkeit in leichter Weise zum Hohn. Fürwahr, die englisch sprechenden Völker haben den Mund immer sehr voll genommen von Menschlichkeit, nach ihren Taten haben wir vergeblich ausgespäht. Englische Minister haben früher Angaben erlogen über Rettung Schiffbrüchiger, an der wir es hätten fehlen lassen, bei denen ihnen die Lüge Punkt für Punkt nachgewiesen wurde, und kürzlich, am Schluß der zynischen Antwort auf die „Baralong"-Anklage erdreistete sich wieder ein englischer Minister zu verkünden, die britische Marine habe 1150 deutsche Seeleute gerettet, so etwas hätten wir aber nicht aufzuweisen, und setzte hämisch hinzu: „Sie haben wohl keine Gelegenheit gehabt." Aber hier, Sir Edward Grey, war hier Gelegenheit? Kein Fahrzeug, auf dem die deutsche Zunge klingt, könnte den Gedanken fassen, wehrlose, schiffbrüchige Matrosen oder Soldaten mit der zynischen Erklärung ihrem Schicksal zu überlassen, es seien ja mehr Köpfe, als man selbst habe, und darum könne man nichts tun. Wie war es denn mit den unzähligen Malen, wo kleine Patrouillen von uns, an Kopfzahl vielfach unterlegen, Gefangene einbrachten, wie war es denn bei dem Fort Malon? Britisches Hirn vermag wohl den Gedanken nicht zu fassen, wie der ehrenhafte Soldat handelt, der sich in Waffen ergibt und Bedingungen, die ihm gestellt werden, annimmt. Wahrscheinlich würde es ihm nur „zu dumm" erscheinen, wenn er sich an ein Versprechen hält. Diese neue Schandtat, die Verweigerung der Hilfe an wehrlose Kämpfer angesichts des drohenden Todes bestätigt uns in der Tat, daß dieser Krieg uns eine Roheit der britischen Volksseele enthüllt, die uns „Barbaren" so fremd war, daß wir lange brauchten, sie für möglich zu halten. Es kann aber nicht länger gezweifelt werden: sie ist da.

Daran kann auch eine nachträglich eingelaufene Reutermeldung nichts ändern, die in einigermaßen entschuldigendem Tone folgendes mitteilt:

(W. T. B.) Grimsby, 4. Februar. (Reuter.) Die zwei Marinefahrzeuge, die nach dem Schauplatz des Zeppelinunglückes geschickt wurden, suchten die Nachbarschaft ab und fanden keinerlei Spuren von Luftschiffen; man schließt daraus, daß der Zeppelin gesunken ist.

Beschießung der italienischen Ostküste.

(W. T. B.) Wien, 4. Februar. Amtlich wird verlautbart.

Eine Kreuzergruppe hat am 3. Februar vormittags an der italienischen Ostküste die Bahnhöfe von Ortona und San Vito, mehrere Magazine und eine Fabrik im Bereich dieser Orte, sowie einen Schwimmkran durch Beschießung schwer beschädigt und die Eisenbahnbrücke über den Fluß Ariello nördlich Ortona zerstört. Nach der Beschießung der Objekte von San Vito wurde Brand beobachtet.

Die Kreuzergruppe ist unbelästigt zurückgekehrt. Flottenkommando.

Russischer Kriegsschauplatz.

Ein österreichisch-ungarisches Flugzeuggeschwader hat den östlich von Kremieniec liegenden russischen Etappenort Szumek mit Bomben beworfen. Zahlreiche Gebäude stehen in Flammen. Sonst ist nichts besonderes vorgefallen.

Italienischer Kriegsschauplatz:

Die Geschützkämpfe blieben an der küstenländischen Front ziemlich lebhaft und erstreckten sich auch mehrere Stellen im Kärntner und Tiroler Grenzgebiet. Das Schloß von Duino wurde durch mehrere Volltreffer der feindlichen Artillerie teilweise zerstört.

Vor dem Tolmeiner Brückenkopf gingen die Italiener infolge der letzten Unternehmungen unserer Truppen auf die Höhe westlich der Straße Cigini—Salo zurück.

Südöstlicher Kriegsschauplatz:

Die in Nordalbanien operierenden k. und k. Truppen haben Kroja besetzt und mit ihren Spitzen den Ischmi-Fluß erreicht.

Die Lage in Montenegro ist unverändert ruhig.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes:
v. Höfer, Feldmarschalleutnant.

Die Höllennacht von Saloniki.

Mailand, 4. Februar. Der „Corriere della Sera" erhält eine spaltenlange Darstellung über den Zeppelinangriff auf Saloniki. Der italienische Korrespondent stellt zunächst fest, daß der Angriff den allergrößten Eindruck hervorgerufen habe. Er geht dann auf Einzelschilderungen ein und führt u. a. aus, es sei eine wahre Höllennacht gewesen. Die überall am Himmel lodernden Brände hätten in der Nacht ein schauerliches Bild gegeben. Die im Hafen liegenden Kriegsschiffe wagten kein aktives Eingreifen, um ihre Lage nicht zu verraten. Trotzdem wurde ein englisches Transportschiff getroffen.

Zürich. Die neuesten Berichte aus Paris bringen weitere Ergänzungen zu der Zeppelin-Katastrophe: Die Sperre der Pariser Spitäler ist am Mittwoch aufgehoben worden. Man spricht jetzt in Paris offen, daß die Mehrzahl der in den Spitälern eingelieferten Verletzten gestorben ist. Der Bahnverkehr von Bar du Nord ist eingestellt. In der Rue Chapelle liegen dreizehn nebeneinander stehende Häuser in Trümmer. Das Adreßbuch weist als Bewohner dieser Häuser 56 Familien auf. (N.-Z.)

Kritische Lage der Engländer in Kut el Amara.

Kopenhagen, 4. Februar. Die Nachrichten des bei der mesopotamischen Armee des Generals Aymler zugelassenen englischen Zeitungskorrespondenten lassen die Lage des in Kut el Amara mit dem Rest seiner Division eingeschlossenen General Townsend sehr kritisch erscheinen. Die türkischen Stellungen werden als sehr stark bezeichnet. General Aymler befindet sich noch in der letzten Stellung 16 Meilen östlich Kut el Amara. (Berl. Tagebl.)

Russische Truppenansammlungen an der schwedischen Grenze.

Stockholm, 4. Februar. Größtes Aufsehen erregt hier die in der norwegischen ernst zu nehmenden Zeitung „Amt Tidende" gebrachte Mitteilung über große russische Truppenansammlungen an der schwedischen Grenze. Aus amtlicher Quelle erfährt man, daß Rußland umfassende militärische Operationen an der schwedisch-finnischen Grenze unternehme. Es werden Schützengräben und Drahtverhaue angelegt und ein 15 Kilometer breiter Streifen Wald an der Grenze gefällt. Schwere Geschütze werden dort aufgestellt und ungefähr 100 000 Mann Infanterie stehen in der Nähe der schwedischen Grenze. In diesen Tagen wurde die russische Bevölkerung von Salzjarvi mobilisiert. Alle Männer von 15 bis 50 Jahren wurden einbernfen, um mit Pferden und Rennthieren oder ohne diese in der Nähe des Beitzengan-Flusses zusammen zu treten und vom Kloster aus nach Finnland Kriegsmaterial zu transportieren. (B. Tgbl.)

Drei japanische Dampfer versenkt.

Haag, 4. Februar. Lloyd meldet, daß der japanische Dampfer Fakata Maru Montag abend infolge eines Zusammenstoßes mit einem englischen Dampfer gesunken ist. Außerdem meldet Lloyd den Untergang des ebenfalls der Mitongesellschaft gehörenden Dampfers Apafmaru, 8000 Tonnen, und des japanischen Dampfers Chihyu, 314 Tonnen. (Berl. Tgbl.)

Kampf zwischen U-Boot und engl. Dampfer.

(W. T. B.) **London, 4. Februar.** In Plymouth trafen der Kapitän und 25 Mann der Besatzung des englischen Dampfers „Woodfield" ein, der am 3. November 40 Meilen von Gibraltar von einem deutschen Unterseeboot angegriffen wurde. Nach einem zweistündigen Kampf, während dessen die arabischen Heizer des Dampfers streikten, ging die Besatzung in die Rettungsboote. Der Dampfer wurde torpediert.

Der Zar für die Erörterung von Friedensmöglichkeiten.

Budapest, 4. Februar. Das Sonntag Blatt „Dreimk" meldet aus russischer Quelle: In Rußland machen sich auch in jenen Kreisen starke Friedensbestrebungen bemerkbar, die sich bisher allen Friedensideen verschlossen hätten. Lange Zeit wollte die Regierung den Monarchistenkongreß nicht gestatten, weil die Leitung anmeldete, daß die Redner größtenteils die Notwendigkeit eines Friedens betonen werden und auch Grundlagen zu Verhandlungen erörtern wollten. Schließlich gelang es jedoch Maklakow, die Bewilligung zu erwirken. Der Zar erklärte der Regierung gegenüber, man dürfe sich nicht der Erörterung von Friedensmöglichkeiten verschließen.

Stürmer gegen Ssasonow und Bark.

(W. T. B.) **Kopenhagen, 4. Februar.** Nach einer Meldung der „Nationaltidende" aus Petersburg hat der neue Ministerpräsident gleich Goremykin kein Portefeuille. Er bemängelte die Tätigkeit des Ministers des Aeußeren und des Finanzministers gleich nach seinem Amtsantritt, so daß Gerüchte auch über ihren bevorstehenden Abschied gehen. Man spricht auch von Rücktrittsabsichten des Oberprokurators des Heiligen Synods, Wolchin, als dessen Nachfolger Lukjanow genannt wird. Ministerpräsident Stürmer erklärte, der Krieg müsse bis zum vollständigen Siege fortgesetzt werden. Man müsse die Reichsduma einberufen.

Deutschlands Unbesiegbarkeit.

(W. T. B.) **Bukarest, 4. Februar.** „La Politique" veröffentlicht eine Unterredung mit dem früheren Bürgermeister von Bukarest, dem konservativen Politiker Gregor Catacuzene, der aus Gesundheitsrücksichten nach Deutschland gereist war und nun zurückgekehrt ist. Catacuzene hatte Gelegenheit, mit dem Unterstaatssekretär Zimmermann zu sprechen und auch die militärische Organisation Deutschlands zu studieren. Er sagte, daß Unterstaatssekretär Zimmermann die Erkaltung der früher so freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Rumänien bedauerte und hinzugefügt: Nicht wir sind für die Wolken verantwortlich, die die Freundschaft zwischen beiden Völkern trüben, denn Deutschland hat alles getan, um die Unstimmigkeiten zu beseitigen. Der Unterstaatssekretär sprach dann seine Verwunderung aus, daß man in Rumänien die Kraft und die Organisation Deutschlands nicht kenne. Deshalb freue er sich immer, wenn Rumänen nach Deutschland kämen, um sich zu unterrichten. Unterstaatssekretär Zimmermann sprach auch von Filipescu und erklärte, dieser habe 1914 die siebenbürgische Frage ebenso aufgefaßt wie Catacuzene es heute tue. Wenn er seinem Lande aufrichtig dienen wolle, möge er nach Deutschland kommen und sehen, daß Deutschland noch genügend Soldaten habe, um den Krieg noch viele Jahre auszuhalten und daß es auch nicht verhungern werde. Catacuzene sprach sodann über Einzelheiten der kriegerischen Organisation in Deutschland und faßt seine Eindrücke in die Worte zusammen:

Mit einer so mächtigen Organisation, die alles voraussieht und nichts dem Zufalle überläßt, kann Deutschland weder militärisch noch wirtschaftlich besiegt werden.

Die schweizerische Grenzverletzung.

(W. T. B.) **Bern, 4. Februar.** Der italienische Flieger, welcher die Schweizer Neutralität verletzt hat, heißt Giacomo Barbatti und ist in Luzern aufgewachsen. Amtlich wird bestätigt, daß er auf Schweizer Boden gelandet und interniert worden ist.

Salandra in Genua.

Bern, 4. Februar. Im Saale des Turiner Künstlervereins wurde Salandra von dem Präsidenten der Mailänder Vereinigung, Marchese Ferrero di Cambiano, begrüßt. Er antwortete mit einer Rede, worin er sagte:

Bleibt stark und einig, um die Regierung zu unterstützen und sie, wenn es nötig werden sollte, durch eine andere Regierung zu ersetzen. Wir sind im Schützengraben und der Schützengraben erschärft die Krise. Es kann vor Augenblick kommen, wo wieder hinter die Front zurückzugehen, und dann — sich sage das ausdrücklich, um keinen falschen Auslegungen Raum zu geben — werden wir alle zurückgehen, um ganz von vorne wieder anzufangen. Dieser Augenblick könnte kommen; und die monarchisch liberale Partei, diese große Partei, die Italien geschaffen hat und es vollenden soll, muß einen Vorrat von Männern haben, um sie, wenn nötig, für das Land zu opfern. (Voss. Ztg.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191602052/fragment/page=0001

Der Bericht des Großen Hauptquartiers.

(W. T. B.) Berlin, 4. Febr. (Amtlich.) 1. Am 31. Januar und 1. Februar hat ein deutsches Unterseeboot in der Themse-Mündung einen englischen atmierten Bewachungsdampfer, einen belgischen und drei englische, zu Bewachungszwecken dienende Fischdampfer versenkt.

2. Das Marine-Luftschiff „L 19" ist von einer Aufklärungsfahrt nicht zurückgekehrt. Die angestellten Nachforschungen blieben ergebnislos. Das Luftschiff wurde nach einer Reutermeldung am 2. Februar von dem in Grimsby beheimateten englischen Fischdampfer „King Stephen" in der Nordsee treibend aufgetroffen, Gondel und Luftschiffkörper teilweise unter Wasser; die Besatzung befand sich auf dem über Wasser befindlichen Teil des Luftschiffes. Die Bitte um Rettung wurde von dem englischen Fischdampfer abgeschlagen unter dem Vorgeben, daß seine Besatzung schwächer sei als die des Luftschiffes. Der Fischdampfer kehrte hierauf nach Grimsby zurück.

Der Chef des Admiralstabes der Marine.

(W. T. B.) Großes Hauptquartier, 4. Februar.

Westlicher Kriegsschauplatz:

Einer der nordwestlich von Hulluch von uns besetzten Trichter wurde durch eine erneute englische Sprengung verschüttet. Bei Loos und bei Neuville lebhafte Handgranatenkämpfe.

Die feindliche Artillerie entwickelte an vielen Stellen der Front, besonders in den Argonnen, rege Tätigkeit.

Westlich von Marle fiel ein französischer Kampf-Doppeldecker, dessen Führer sich verirrt hatte, unversehrt in unsere Hand.

Oestlicher Kriegsschauplatz:

Keine besonderen Ereignisse.

Balkan-Kriegsschauplatz:

Unsere Flieger beobachteten im Vardar-Tal, südlich der griechischen Grenze und bei der Anlagestelle im Hafen von Saloniki umfangreiche Brände.

Oberste Heeresleitung.

Im Soldatenstiefel durch Mazedonien.

Von Fritz Focken (z. Zt. im Felde).

Die Landschaft und ihre Bewohner.

Südlich von Prisch, der zweiten serbischen Hauptstadt, weitet sich das Bett der Morawa zu einer Talebene, die das von der Natur vorgezeichnete Tor darstellt, das in etwa zwei Tagesmärschen aus Altserbien hinausführt in das mazedonische Land hinein. Im Verein mit Strom und Landstraße durchquert auch der historisch gewordene Schienenweg zum Orient das Tal, das — von beiden Seiten durch die seltsam geformten Felsgebilden des Carina-, des Jnopolje- und des Cruagora-Gebirges begrenzt — dem Auge in reicher Fülle ungeahnt prächtige Bilder darbietet. Da rauschen von zerklüfteten Abhängen die Wildbäche herab und suchen, durch dunkle, steinige Schluchten sich hindurchfindend, einen Weg zur tief unten fließenden Morawa. Da sprudelt bisweilen ein köstlich milde schmeckendes Mineralwasser mit silbrigem Strahl aus dem Felsen hervor, ja, ich weiß sogar von einer sehr ergiebigen heißen Quelle, die unseren Soldaten die Möglichkeit gab, „mitten im Winter" im Freien ein Bad zu nehmen. Diese Dauerhaftigkeit des Kommißstiefels stellt so ein Marsch durch all die Balkanverschiedenheiten keine geringen Anforderungen, denn das Blutlangerlebtem der nunmehr zerschmetterten serbischen Gewaltherrschaft in Mazedonien hat in seiner Weise dazu beigetragen, den jeder Besserung spottenden Zustand der Landstraßen zu verbessern. Und so zwingt der grundlose Schlamm häufig die vorwärts strebenden Truppen, sich eng an die Berge zu drücken und in dünn gegliederter Linie auf- und abzusteigenden Saumpfaden mühelig dahin zu klettern. Ganz erfüllt von Balkanromantik ist in dieser Hinsicht die Gegend zwischen den Städten Leskowac und Vranje. Hier schweigt das Auge des Beschauers geradezu in den Landen einer durch keinerlei oder doch nur oberflächliche zivilisatorische Eingriffe in ihrer ursprünglichen Wildheit gestörten Natur.

Bei weiterem Vordringen in mazedonisches Gebiet wird dem aufmerksamen Beobachter ein Umstand nicht entgehen: die allmähliche Wandlung der ziemlich einförmigen Trachten serbischer Landbevölkerung zugunsten einer lebhafteren Farbenfreudigkeit. Das mannigfaltige Volksgemisch Mazedoniens, das in bunten Durcheinander Bulgaren, Serben, Griechen, Montenegriner, dekorativen Albanesenstämme und namentlich auch Türken in seinen Grenzen vereinigt, konnte natürlich auf die Sitten, Gebräuche und Trachten des mezedonischen Landes nicht ohne Einfluß bleiben. Vor allem tritt, je weiter südlich man kommt, die Männertracht mehr und mehr aus ihrer Nüchternheit heraus. Ein schönes, schwarz verbrämtes Kaffeebraun oder aber — und dies besonders in der Skoplier Gegend — eine Art von weißem Filz, der sich sehr weich und rottraunen Pascel ablegen läßt, bilden die bevorzugten Farben für Hoppe und Beinkleid. Dazu gehört eine mit bunten oder blanken Knöpfen gezierte Weste und der sehr breite Leibgurtel aus weit leuchtendem scharlachrotem Tuch. Aus Ochsen- und Schafsellen gefertigte wärmende Mäntel, die wie die russischen „Kanjes-Mäntel" mit der Fellseite nach innen getragen werden, sind an winterlichen und kühlen Tagen oft zu sehen. Als Kopfbedeckung erscheint vielfach der rote türkische Fez mit schwarzer Seidenquaste. Noch größerer Beliebtheit erfreut sich offenbar der selbstverfertigte Turban, ein in möglichst bunten Farben extravagandes weites Tuch, das den Leuten, nach indischer Art kunstvoll gewunden und gefaltet, als Kopfputz dient. Und das Bild der mazedonischen Landschaft wäre nicht vollständig, wollte man vergessen, den mit eben diesen indischen Turban geschmückten Efeltreiber hineinzuzeichnen, wie er, hinter seinem vollbepackten Maultier einhertrottend, auf einsamem Pfade über die Berge steigt.

Kumanovo.

Noch ehe in der Ferne das schimmernde Weiß der türkischen Häuser sichtbar wird, tauchen neben der wacker marschierenden Kolonne kleine schmutzige Jungen auf mit sonngebräunten Gesichtern, in denen zwei pfiffige Aeuglein glänzen. Vor dem Leib tragen sie nach Hausierer art ein flaches Kästchen, dessen Inhalt sie, mit gewaltsamem Jungenslang zwar, aber laut und vernehmlich auf deutsch anpreisen: „Tabaak!" — „Schokolat!" — „Zigaräät!" — Kilometerweit treibt sie der frühentwickelte Geschäftssinn den anrückenden Truppenkolonnen entgegen. In unbefangenster Dreistigkeit versuchen sie ihr Heil mit kräftigen, gepfefferten Preisforderungen, die zum Erzögen der Soldaten knapp und kurz wie anbietende Maschinengewehre in unsere Reihen hineinprasseln. Sie haben wenig Glück, die Schlingel, aber dennoch sehen sie — immer neben den Truppen herstolpernd — ihr näselndes Geschrei mit bewundernswerter Ausdauer bis zur Stadtgrenze fort. Denn sie wissen genau, daß jeder einzelne der Soldaten unter dem bierten Uniformstück bunte deutsche Leckereien sein Brustbeutel verbirgt. Und diesen süßlichen Paketen erscheinen gilt ihr lockender Eirenenruf: „Tabaak!" — „Schokolat!" — „Zigaräät!"

Die Stadt liegt vor uns, und das Auge des Abendländers erfaßt als erste Seltsamkeit ein schlankes Minarett, dessen blendend weiße Zinnen auch dem Gewühl der flach zugedeckten Häuser herausragen. Alsbald schlägt der tausendstimmige, verworrene Lärm orientalischen Stadtlebens an unser Ohr. Kumanovo gehört zu den mazedonischen Orten erster Größe. Es wird z. B. durch das südwestlich von ihm gelegene Uesküb an Umfang und Modernität verkehrstechnischer Einrichtungen durchaus übertroffen. Aber gerade die in letzterer Beziehung in Kumanovo vorherrschende Ueberlieferte Ursprünglichkeit gibt dem Städtchen sein Gepräge. Krumme, enge Gassen, die von beiden Seiten durch niedrige Kaufbogare eingesäumt werden. Dieselbigen, teilweise nur aus Holz gebauten Läden, sind nicht selten in der ganzen Breite ihrer Fassade offen, so daß der Blick des Vorübergehenden bis in die dämmerigen Winkel des Innenraumes eindringen und sich an den feilgebotenen Schätzen weiden kann. Das geschäftliche Leben spielt sich zum größten Teil unmittelbar auf der Straße ab, und zwar in echt orientalischer Weise unter Aufwendung größtmöglichen Geräusches. Der Schmutz, die bunten Trachten, das regellose Durcheinander der Warenauslagen, dazu das fortwährende Geschrei der Händler, das laut erregte Feilschen zwischen Käufer und Verkäufer und nicht zuletzt die kaufenschlägigen Gerüche, die fortwährend auf die Nasennerven einstürmen — all das zusammengenommen vermittelt dem Besucher Kumanovos einen äußerst anziehenden und eigentümlichen Eindruck vom orientalischer einer lebhaften Mittelstadt Mazedoniens.

Das Haremsgemach als Soldatenquartier.

Aus geräuschvoller Stadt führt der Weg in die stille Einsamkeit eines abseits der Landstraße zwischen den Bergen versteckt liegenden Dörfchens. Schweren Tritts und mit Gepäck gebeugt unter der Last des Tornisters, stapfen wir von der Höhe hinab ins Tal, den merkwürdigen Wohnstätten zu, die unser Auge dort unten erblickt, und die uns Herberge sein sollen für eine Nacht. Wir befinden uns einem Gemeinwesen gegenüber, das fast ausschließlich Türken zu seinen Bewohnern zählt. Seine, von Holzschindeldächern bedeckten Bauart gleicht einem Oberstock sich unterscheidende Häuser aus Holz und Lehm erregen unsere Aufmerksamkeit, insbesondere durch den Umstand, daß sie jeweils rings von einer hohen Mauer umzogen sind, so daß das Dorf in seiner Gesamtheit den Eindruck einer kleinen elterümlichen Festung macht.

Ein türkischer Kleinbauer öffnet mir auf einigen Klopfen das hölzerne Tor in der Mauer zu seiner Behausung und führt uns unter freundlichen Worten der Begrüßung über seine Schwelle. Er weiß bereits, um was es sich handelt: müde deutsche Krieger, die Verbündeten des Osmanenreiches, wollen ein Nachtlager. Und er hat sein Bestes getan, uns würdig aufzunehmen. Er geleitet uns eine leichte Stiege empor über eine offene, holzgeländerte Altane, und stößt zur Linken die Tür zu einem Zimmerchen auf, in das wir eintreten, und wo wir es uns alsbald bequem machen. Im engen Kamin brennt ein lustiges Feuer, dessen Unterhaltung unser freundlicher Wirt sich besonders angelegen sein läßt. Durch zwei kleine vergitterte Fensterchen schauen von fern die Gipfel des Berglandes zu uns herein. Eine schlichte bölgerne Ruhebank läuft an der Wand, niedrige, dreibeinige Schemelchen bilden die Sitzgelegenheit. Ein Tisch steht, aber in der Ecke steht ein großmächtiger Webstuhl, in dessen Gestänge ein halbfertiger, bunter Teppich hängt, so daß es ausfieht, als sei die webende Hand mitten in der Arbeit gestört worden. . . . Es wird uns klar, wir befinden uns im Allerheiligsten des Hausherrn: im Haremsgemach! Der liebenswürdige Türke, der auch sonst alles nur Erdenkliche zu unserer Bequemlichkeit ersann, hatte in der Tat das Zimmer, das seinen drei Frauen als Wohnung diente, ausräumen lassen und es für eine Nacht als Soldatenquartier eingerichtet. Die eigentlichen Hausräume, die wir öfters genug zur Flüchtig und tief verschleiert zu Gesicht bekommen hatten mit einer dunklen, unscheinbaren Stube vorlieb genommen. Eine kleine Gallür im Hofboden des Frauengemaches führte in das Erdgeschoß hinab, wo die drei Erwählten unseres Wirtes die Nacht verbrachten. Er selbst hatte in rührender Bescheidenheit für unserer Ehr auf Stroh.

Als am frühen Morgen in der Dämmerung der Weckruf ertönte, bedurfte es einiger Zeit, ehe man sich in die Wirklichkeit zurückfand. Schlaftrunken rieb ich mir die Augen und schaute verwundert auf die hübschen kleinen Gitterfensterchen, Dort draußen hockte frierend ein Vöglein und zwitscherte verlangend, als warte es darauf, daß eine weiße Frauenhand ihm Körner streue. Statt ihrer aber erblickte es hinter dem Gitter ein fürtiges Kriegergesicht. Da mußte es zusammen und flatterte erschreckt davon. . . .

Für Deutschtum und deutsche Arbeit im Ausland.

Seitens eines Freundes der Vereinigung zur Förderung deutscher Wirtschaftsinteressen im Ausland wird dem „Deutschen Dienst" der Brief eines seit vielen Jahren in einem der kleinen Staaten Südamerikas ansässigen Deutschen zur Verfügung gestellt, der aufs neue erfreulich bemerkenswerte Schlaglichter auf die Verhältnisse jenes, wirtschaftlich nicht unbedeutenden Landes wirft. Den wenigen in der Hauptstadt jenes Staates lebenden Deutschen ist es in treuer, aufopfernder Arbeit gelungen, durch ein mit eigenen Mitteln gegründetes kleines Blatt (in spanischer Sprache) die von Reuter und Havas ihnen zugehende Stimmung täglich zugunsten Deutschlands umzuarbeiten. Die Deutschen sind infolgedessen entschlossen, das Blatt auch nach dem Kriege weiter erscheinen zu lassen, um für die Hebung des wirtschaftlichen Ansehens des Mutterlandes und die Förderung seiner Industrie tatkräftig und zielbewußt zu arbeiten. Es heißt in dem Briefe:

„Der Krieg an sich ist eine ganz bedeutende Propaganda gewesen und wird es noch mehr sein, denn man fängt an zu fühlen, daß überall der abgeschnittene Weg nach Deutschland Folgen zeitigt, die nachgerade recht unangenehm werden. Jetzt erst wird man gewahr, wieviel von Deutschland direkt oder indirekt kommt, und wieviel ohne Deutschlands Arbeit und Ueberlegenheit andere einfach nicht herstellen können. Der Kampf auf diesem Gebiete wird noch lange währen, und wir hart werden um m. E. müßte das schon jetzt möglichst ins Auge gefaßt werden, um dem zu begegnen. Die Vorteile, die wir nach dem Kriege auf vielen Gebieten in die Wagschale werfen können, müssen wir nach Kräften ausnutzen und mit diesen zusammen auch diejenigen Gebiete zu heben suchen, die durch die Konkurrenz des Auslandes mehr zu leiden haben. „Nutzen vor Ehre, no mama" heißt es hier; das Kind „hat nicht schreit, faugt nicht. Wir müssen das Maul aufreißen, wir müssen mit allen möglichen Mitteln Propaganda machen. Die Welt sieht auf uns, kein Augenblick ist so günstig, wie der jetzige, das Eisen ist heiß, jetzt heißt es um Hausieren, ins Ausstellen kann mehr übertreffen ließ. schmieden. Auf der ganzen Welt muß es losgehen.

Für unseren Bezirk hatten wir an einen Plan gedacht, der sich einer lebhaften Zustimmung zu erfreuen hatte. In einer Bindung mit unserer Zeitung, die durch Subvention von drüben, auch durch gelieferes Drucdmaterial, Insertionsmaterial gehalten werden müßte, könnte man hier ein allgemeines Informationsbureau einrichten, das über deutsche Industrie usw. Auskunft zu geben imstande sein müßte. Für die deutsche Industrie müßte das Institut eine möglichen Auskünfte liefern. In einem Rahmen, wie ihn die Konsulate noch nur unvollkommen auszufüllen imstande sind. Dieser mit drei Stricken gezeichnete Plan, kann nun ja recht verschieden ausgeführt werden. Die Industrie könnte sich durch eine große vielseitige Vereinigung zu einer Bearbeitung des Auslandes zusammentun und an möglichst vielen Stellen nach einheitlichem Plan arbeiten. Unser Arbeitsgebiet hier ist ja nur beschränkt und kann vielleicht keinen groß zeigen. Wenn aber an anderen Plätzen derartiges zur Ausführung gebracht werden sollte, so könnte man unsern Bezirk schließlich in entsprechendem Rahmen mit aufnehmen. Manche Irrwege würden dort wohl entworfen, durch die den Fabrikanten viel Arbeit erwächst und die von vornherein eigentlich gar keine Aussicht auf Erfolg versprechen, während eine Zentrale alle in Frage kommenden Gesichtspunkte viel besser behandeln könnte. Den Fabrikanten und Händlern würde eine Fülle von Arbeit und Geld erspart werden können, wenn sie durch eine Vereinigung die Schwierigkeiten im Auslande planmäßig bekämpfen lassen würde.

Also ein großer Plan, dem ich mich rückhaltslos widmen würde, wenn ich etliche Jahre jünger wäre. Wei meinen jüngeren Freunden hat diese meine Idee allerlei Enthusiasmus erregt. Allerdings sind sie sich wohl nicht ganz klar darüber, was das alles an Arbeit, Umsicht und Kenntnissen erfordert. Aber wenn die Mittel dafür in irgendeiner Form aufgebracht würden, so müßte sich alles dafür finden. Das wäre doch großartig, so ein „Centro industrial aleman" mit einer „Gaceta alemana". — Das ganze Ding sieht am Ende etwas phantastisch aus, aber ob es nicht berlohnte, denselben eine praktische Seite abzugewinnen, ist bonnoch zu überlegen."

Wir begrüßen diese Anregung aus vollem Herzen, denn sie entspricht in jeder Beziehung den Absichten der Vereinigung zur Förderung deutscher Wirtschaftsinteressen im Ausland. Hoffentlich tragen sie zur Förderung unserer Bestrebungen in deutschen Industrie- und Handelskreisen bei. Je früher wir für den kommenden schweren Wirtschaftskampf bereit sind, um so besser für unsere Stellung auf dem Weltmarkt.

Deutschlands Interesse am Weltmarkte nach dem Kriege.

Von Prof. Dr. L. v. Wiese.

In den letzten Jahren vor dem Kriege war der Gedankenaustausch über Deutschlands Anteil am Weltmarkte in Gegenwart und Zukunft recht lebhaft. Besonders die wirtschaftliche Entwicklung Oesterreichs und Südamerikas gab den Anlaß, die Probleme, welche bereits um das Jahr 1900 das deutsche Volk bei der großen Flottenvermehrung bewegt hatten, auf der Grundlage neuer, etwa ein Jahrzehnt älter Erfahrungen wiederum zu untersuchen. Dabei machte sich ein grundsätzlicher Gegensatz geltend. Die eine Auffassung verhielt sich den internationalen Handelsbeziehungen gegenüber verhältnismäßig optimistisch, wies auf das Erstarken des inneren Marktes, das die Exportzunahme weit überrage, hin und empfahl jedenfalls vorsichtige Zurückhaltung auf der weltwirtschaftlichen Bahn. Die andere Richtung hatte Gründe genug für ihren Standpunkt: Sie konnte zeigen, daß gerade auch die weltweidende Versorgung des heimischen Bedarfs durch die eigene Industrie teilweise in den Weltmarktsbeziehungen wurzele, daß auch das Gedeihen der Landwirtschaft, deren Interessen oft gegen die Exportförderung ausgespielt wurden, durchaus nicht in Widerspruch mit der Ueberseeendung stehe; ferner, daß die Kolonien und halbzivilisierten Länder als Absatzgebiete schnell erstarkten, daß sogar eine beträchtliche Steigerung zum schützenden Schutzzoll in der ganzen Welt vorhanden sei, aber gerade dieser Schutzzoll das Ausfuhrgeschäft anrege. Auch die Erscheinung, daß außer Lebensmitteln immer mehr Roh- und Halbstoffe, aber nicht vorwiegend Fertigwaren Gegenstände des internationalen Verkehrs geworden seien, könne man nur zugunsten der Förderung der Weltwirtschaft deuten. Gerade im Werte der Fabrikate, die zu Hause hergestellt würden, stecke zu einem beträchtlichen Prozentsatze der Preis verzollen, über See beibeigeschafften Rohmaterials. Die richtige Auffassung ging wohl dahin, daß im ganzen zwischen Binnenmarkt und Auslandsbeziehungen zahlreiche Zusammenhänge bestehen, und daß sie nicht gegeneinander ausgespielt werden sollten.

Es kam jedoch noch ein zweiter Gegensatz hinzu, der innerhalb des Exportproblems ruhte, der nämlich zwischen dem kontinentalen und dem Ueberseeprinzip. Entweder bevorzugte man bei der Ausfuhr die Nachbarschaftsbeziehungen, oder man beträchtigte neben ihnen auch die anderen Erdteile. Das letztere ist im allgemeinen mit einem größeren Risiko behaftet, erfordert mehr Kapital, Unternehmungsgeist und Unterstützung durch Diplomatie und Politik, ist aber im großen ganzen erfolgreicher. Zugunsten der kontinentalen Ausfuhrpolitik sprachen in erster Linie die bisherigen tatsächlichen Verhältnisse. Unter den Ländern, nach denen Deutschland exportierte, stand Großbritannien obenan, dann folgten Oesterreich-Ungarn, die Vereinigten Staaten (die wir, als zum europäischen Kulturkreise gehörig, mit zu den Nachbarn rechnen), Frankreich, Rußland, die Niederlande, Schweiz, Belgien, Italien, Dänemark, Argentinien, Schweden. Der erste asiatische Staat war (1913) Japan, das 15. die Türkei. Dann folgte Britisch-Indien und dann erst (an 23. Stelle) China. „Die Ausfuhr nach ganz Asien", schrieb ich vor zwei Jahren darüber, „war 1912 mit 420 Millionen Mark um 100 Millionen Mark geringer als der Export nach der kleinen Schweiz". Während die Nachbarschaftsbeziehungen — schon infolge der geographischen Lage Deutschlands — stark gewachsen waren, blieb die Versorgung nichteuropäischer und nichtamerikanischer Völker bei allem absoluten Wachstum der Exportziffern in bescheidenen Grenzen. Gerade umgekehrt stand es mit Großbritannien. Der Vorsprung Englands im Ueberseeverkehr gegenüber Deutschland war noch immer beträchtlich, während auf den europäischen Kontinentalmarkte das Inselvolk immer mehr von Deutschland verdrängt wurde. Daraus konnte man bis zu einem gewissen Grade die Folgerung ziehen, es empfehle sich eine Wirtschaftspolitik, die England die Ueberlee in der Hauptsache überlasse, aber umsomehr Europa für Deutschland zu erobern suche. Dagegen wandte man ein, daß eine Beschränkung vom Außenhandel, jedoch eine räumliche Beschränkung.

Hiergegen ließen sich aber, wie ich es schon vor dem Kriege versucht habe, vor allem drei Argumente geltend machen, daß sich erstens die Nachbarn in wachsendem Maße absuperren und selbst zu versorgen trachteten, daß zweitens besonders auf den angelsächsischen Märkten, unseren besten Kunden, Verschiebungen der deutschen Interessen eintreten, und daß drittens die neuen Märkte draußen in der Welt mehr Zukunftsaussichten böten. Im ganzen mußte man den Eindruck gewinnen, daß Deutschland in den letzten Jahren einen Höhepunkt der Handelsbeziehungen zu dem übrigen Europa erreicht habe, der sich ohne wesentliche Veränderungen des Zollsystems, der Handelsvertragssystem kaum mehr übertreffen ließ. Wir standen an einem Wendepunkte.

Die Wendung kam — freilich anders, als man gedacht hatte. Der Krieg brachte eine gewisse Klärung, die bei erster, oberflächlicher Betrachtung zugunsten der kontinentalen, ja der Export verneinenden Auffassung zu sprechen scheint. Denn man mußte es nun als ein Glück erkennen, daß Deutschland nicht in größerer Abhängigkeit von Zufuhr und Ausfuhr stand. Die wirtschaftliche Isolierungsfähigkeit war ein Vorteil.

Für die Zukunft läßt sich die Lehre ziehen, in erster Linie die Leistungsfähigkeit der deutschen Landwirtschaft weiter zu entwickeln und zweitens den innetex Markt zu kräftigen. Indessen wäre es überaus kurzsichtig, wollte man diese Erfahrung bis zu dem Sage steigern, daß sich die isolierte Wirtschaft als die beste für die zukünftige Entwicklung erweisen habe. Wir würden uns damit freiwillig selbst den Zustand der Verarmung und Verkümmerung schaffen, den unsere Feinde uns zu bereiten gedachten. Die Teilnahme Deutschlands an der Weltwirtschaft in der kommenden Friedenszeit ist eine Notwendigkeit. Damit aber steigt die Wirtschaftspolitik, die Naumann mit dem Schlagworte „Mitteleuropa" kurz gekennzeichnet hat, richtungweisend vor uns auf: das kontinentale Prinzip hat damit auf einer neuen, viel aussichtsreicheren Grundlage, als man vor zwei Jahren annehmen konnte, an Wahrheitswert gewonnen. Dem Ueberseeprinzip jedoch würde man allenfalls zugestehen von den Kreisen der bisher interessierten Exporteure, die platonisches Wohlwollen entgegenbringen, das sich jedoch in Kapital nur dann umwandelte, wenn nach der Erfüllung der übrigen Interessen noch etwas vorhanden wäre.

Nun aber hat eines der drei Argumente, die man vor dem Kriege gegen das bloße Kontinentalprinzip ausspielen konnte, seinerseits an Gewicht gewonnen: Die Notwendigkeit auf den neuen, aussichtsreichen Märkten in China, Hinterindien und Südamerika nicht zu fehlen, vielmehr dafür zu sorgen, daß sie uns nicht völlig entgehen. Unsere Kriegsgegner (besonders England) werden nach dem Friedensschlusse vor der Notwendigkeit stehen, die schweren Kriegsverluste durch Verstärkung ihres Welthandels möglichst auszugleichen. Hinzu kommt, daß die Vereinigten Staaten inzwischen einen Vorsprung erlangt haben. Der nächstliegende Weg, sich wirtschaftlich zu stärken, liegt für England, Frankreich und Rußland in der engeren Bindung und Ausnutzung ihrer großen und reichen Kolonien. Chamberlains Imperialismus wird jetzt nach seinem Tode erst praktische Bedeutung erlangen. Freilich stehen diesem Streben nach Vollendung eines britischen Imperiums, das alle Produktions- und damit Versorgungsmöglichkeiten umschließt, zahlreiche und wichtige Gegentendenzen entgegen. Je länger der Krieg dauert und je mehr dabei das britische Prestige leidet, desto lockerer wird das Band, das Indien, Kanada, Australien, Südafrika und vielleicht auch manche Kronkolonie an das Mutterland bindet, während ursprünglich gerade der Ausbruch des Krieges zu einer Festigung des britischen Weltreiches geführt hatte. Lebenfalls wird man in England alles daran setzen müssen, die Ueberseebeziehungen aufs neue zu kräftigen. Rußland wird seine wirtschaftliche Kroftquelle Sibirien, vielleicht darüber hinaus die Mongolei, zu heben suchen. Frankreich sein nordafrikanisches Kolonialreich. Japan wird in Ostasien und im Stillen Ozean sich rühren, Amerika wird seine Monroe-Doktrin verbreiten. Der weltwirtschaftliche und kolonialpolitische Imperialismus geht damit aller Wahrscheinlichkeit nach einer Blüteperiode entgegen, es sei denn, daß sich in einem allzu langen Kriege Europa so schwächt, daß es dazu der Kraft ermangelt.

Man kann dem entgegenhalten, daß der internationale Warenaustausch zu auch von „natürlichen", in der Eigenschaften der Produkte ruhenden Ursachen abhängig ist, daß also seltene Qualitäten sich trotz aller Eingangspolitik den Weltmarkt erobern und sich nicht dauernd verdrängen lassen. Aber das kann sich mit oder ohne Reibungen, Verteuerungen und Verlangsamungen vollziehen. Die Neigung, den Handel sich nicht selbst zu überlassen, sondern nach politischen Machtbestrebungen der Staaten in bestimmte Bahnen zu lenken, die Mittel der Zollsysteme, Handelsverträge und Kolonialpolitik vielseitig zu verwenden, wird voraussichtlich zunehmen.

Daraus ergibt sich, scheint mir, auch für die deutsche Handelspolitik ein Fingerzeig: „Mitteleuropa" muß zur festen Basis für die Wirtschafts- und Machtstellung des Reiches werden. Die daraus entstehenden Aufgaben sind schwierig. Sie werden nicht unbeträchtliche Opfer an Kapital kosten und manche Einzelinteressen verletzen. Kleinasien ist verbesserungsvoll; aber man darf nicht überschwänglichen Hoffnungen auf solche Fortschritte hegen. Der Prozeß der gegenseitigen wirtschaftlichen Förderung zwischen der Türkei und Deutschland wird viel Zeit zur vollen Entwicklung brauchen. Der Krebit, den „Mitteleuropa" beansprucht, ist langfristig.

Während dieser Frist werden sich aber Umgestaltungen auf Uebersee märkten vollziehen, die schnelleres Gehen unseren Feinden damit eine frühere Erholung von den Kriegsschäden erlauben. Die Länder am Stillen Ozean werden entweder eine reiche und baldige Blüte erleben oder der Tummelplatz vernichtender Kämpfe werden. Wenn Völker überhaupt aus Erfahrungen lernen, ist anzunehmen, daß man die zweite Möglichkeit zu vermeiden wird. Die gelbe — nicht mitteleuropäische — ganz- oder halbzivilisierte Welt wird suchen, sich am Güterumsatz, an der Entfaltung des Verkehrswesens, der Urproduktion und der Industrialisierung der Randländer des großen Meeres einen Anteil zu sichern. Sollte wirklich Deutschland dabei fehlen wollen und dürfen?

Niemand kann freilich zweien Herren dienen. Man wird die Länder des fernen Ostens in den zweiten Interessenring stellen müssen und die Machtgrundlage des Reiches in Mitteleuropa suchen. Falsch aber wäre es, die Ueberseeinteressen darüber zu vernachlässigen. Hierbei treten die politischen Ziele zurück, die Handelsinteressen stehen im Vordergrund. Weil aber Deutschland am Stillen Ozean nichts erobern will, kann es um so entschiedener im fernen Osten das Prinzip der Gleichberechtigung aller handeltreibenden Nationen vertreten und Länder wie China in ihrer politischen Selbständigkeit fördern. Daraus würde folgen, daß Handel und Industrie gut täten, sich auf die Ausgestaltung oder Wiederaufnahme der Ueberseeinteressen — wenn auch anfangs unter neuen, früher nicht gekannten Schwierigkeiten — vorzubereiten.

Kriegsallerlei.

Gabriele D'Annunzio hat in einer Ode auf König Viktor Emanuel die Ueberzeugung ausgesprochen, daß die Italiener bald als Sieger in Wien einziehen werden.

Wieder schrieb der Kriegsrhapsode
Eine ode Siegesode.
Gabriele will nach Wien —
Heil! — mit König Viktor ziehn.

Das verlas man am Jlonzo,
Und da lachte Oesterreichs Front so,
Daß sie, die noch nie gezittert,
Diesmal ernsthaft ward erschüttert.

Nur der Ne Emanuele
Las es mit betrübter Seele:
Viktor heißen ist nicht schwer,
Viktor sein dagegen sehr.

Philipp Querpfeifer.

Nach Gottes unerforschlichem Ratschluß entschlief sanft, im festen Glauben an seinen Heiland, Mittwoch früh unser guter, hoffnungsvoller Herzensjunge, mein lieber Bruder

Karl Ernst Schäfer

im blühenden Alter von 14½ Jahren.

In tiefstem Schmerz
Ober-Postaff. Heinrich Schäfer und Frau,
Heinz als Bruder.

Halle a. S., den 3. Februar 1916.

Die Beerdigung findet Sonnabend nachmittag 3 Uhr von der Halle des Südriedhofes aus statt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191602052/fragment/page=0002